## How to read a reader as a bad feminist?

## Eine Rezension des Gender & Medien Reader

käthe von bose, katrin köppert

Die bad feminists in uns sind skeptisch, wenn politische, aber auch wissenschaftlich-akademische Bewegungen mit denjenigen assoziiert werden, die am sichtbarsten sind, »the people with the biggest platforms and the loudest, most provocative voices« (Roxane Gay: Bad Feminist. New York: HarperCollins 2014, x.). Laut Roxane Gay sollten feministische ›Ikonen‹ nicht auf ein Podest gehoben werden, als sprächen sie für eine ganze politische Bewegung.

Nun handelt es sich bei dem 2016 erschienenen Gender & Medien-Reader nicht um einen feministischen Reader als solchen. Aber als bad feminists könnten wir schon fragen, was die Bedingungen der Textauswahl gewesen sind und welche Effekte die Sortierung und Anordnung ja nicht nur darauf haben, wer uns für den Komplex Medien und Gender als lesenswert nahegelegt wird, sondern auch wer sich in Zeiten von Anti-Genderismus bzw. antifeministischen Backlashs als positive Identifikationsfigur zu eignen scheint. Es ist ja nicht an sich verwerflich, die Bedeutung einiger für ein wissenschaftliches Feld durch einen solchen Reader hervorzuheben. Ganz im Gegenteil – ohne bestimmte Pionier\_innen ließe sich über das Verhältnis von Geschlecht und Medien nicht nachdenken. Aus der Perspektive einer bad feminist muss aber dennoch kritisch geprüft werden, ob solch ein sich in wissenschaftskritische Genealogien einschreibender Reader anderes als eine bloße Ikonisierung betreibt.

Schon der Aufbau des Bandes ist vielversprechend. Nicht nur,

dass mit dem Erwartbaren gebrochen wird und eine genderwissen-

schaftliche Ikone« wie Judith Butler statt an den Anfang ans Ende verwiesen ist, stolpern wir über Namen wie Marshall McLuhan und Friedrich A. Kittler. Wenngleich ihre Rolle für die Medienwissenschaft kaum zu hinterfragen ist, überraschen sie im Kontext einer genderinformierten Medienwissenschaft bzw. medienbasierten Gendertheorie. Gleichsam haben Theoretikerinnen Eingang gefunden, die nicht vordergründig als Medienwissenschaftlerinnen bekannt sind wie Donna Haraway, Karen Barad und Jasbir K. Puar. Dies allein verdeutlicht schon, dass hier mit Gender Studies und Medienwissenschaften zwei Felder ins Verhältnis zueinander gesetzt werden, die für sich keine klar umrissenen Grenzen beschreiben bzw. lange keine klar definierten Grenzen ziehen

wollten.

Wie die Herausgeberinnen in der Einleitung betonen, sind beide Felder und ihre Geschichten nicht als homogen und kontinuierlich zu verstehen, sondern »Terrains, die in Bewegung sind« (S. 17).

Zwei grundlegende Gemeinsamkeiten, die sie zwischen beiden feststellen, sind »Problematisierungen, die es nicht mehr erlauben, sich auf eindeu-

tige Gegenstände und Identitäten zu beziehen« (S. 9), und das »Befragen der eigenen Voraussetzungen« (S. 17). So einleuchtend die Genealogien von Gender-/Queer Studies und Medienwissenschaften in der Einleitung einzeln und in »ihren Überlappungen, ihrem Zusammenspiel und ihren wechselseitigen Bedingtheiten« (S. 13) aufgearbeitet sind, so irritierend ist doch zuweilen, dass dabei immer wieder eine gewisse Parallelisierung beider Felder durchklingt. Weisen beide in Problemstellungen, Denkbewegungen und den Geschichten ihrer Akademisierung sicherlich Parallelen auf, ist doch zu fragen, ob sich die Anlässe etwa für eine »Skepsis für fixe Kategorien und Substanzen« (S. 13), die beiden Feldern eigen zu sein scheinen, so bruchlos miteinander in Verbindung bringen lassen. Eine solche Parallelisierung ist sicherlich dem Umstand geschuldet, dass trotz der Betonung von Heterogenität und Uneindeutigkeit eine gewisse Vergleichsperspektive bei der Gegenüberstellung von Debatten sowie Wissens- und Forschungsfeldern naheliegt. Aber macht es wirklich keinen gesellschaftlichen und politischen Unterschied, Geschlecht in seinen fixierten Einfassungen zu hinterfragen, oder ein bestimmtes Medium von seinen porösen Rändern her zu betrachten? Lässt sich die Verletzbarkeit einer Forschungsrichtung, die sich Geschlechterideologien kritisch widmet, tatsächlich mit derjenigen eines Denkfeldes vergleichen, dessen dekonstruierende Kritik sich zunächst auf Kategorien wie »»Sender«, ›Empfänger«, ›Masse« (S. 13) oder einen zu engen Medienbegriff bezieht?

Überzeugender und deutlicher wird das Anliegen des Readers daher, wenn es um die Wechselbeziehungen von Gender und Medien geht: »Wo und wie sind Geschlechtervorstellungen in Medien wirksam? Und umgekehrt, wie strukturieren Medien Geschlechtervorstellungen?« (S. 14). Damit soll, so die Herausgeberinnen, eben nicht eine weitere Textsammlung »von möglicherweise partikularem Interesse« (S. 17) produziert, sondern vielmehr ein Befragen des Kanons angestoßen werden.

Dieser Anspruch wird bereits in der Zusammenstellung der insgesamt sechs Themenblöcke, die jeweils vier oder fünf durch eine Einleitung gerahmte Texte umfassen, deutlich - oder vielmehr im Mix der Zugänge, der sich aus der Spannung zwischen geschlechterwissenschaftlichen und medienwissenschaftlichen Begriffen und Konzepten ergibt. Gender-Begriffe wie Repräsentationskritik, Wissensordnung und Agency durchbrechen die in Medien-Readern gern vorgenommene Aufteilung nach Medien wie Fotografie, Radio, Film, Fernsehen, Internet und lassen Medien in ihren Verflechtungen mit hegemonialen Strukturen und Machtdiskursen erscheinen. Gleichsam färben medienwissenschaftliche Schwerpunktsetzungen wie Filmtheories, Technowissenschaftens, Zeichen, Dinge, Räumes auf die Wahrnehmung der erwähnten Gender-Begriffe ab und bringen diese als Angelegenheiten von Medialisierungen hervor. Die sich in den Sektionen artikulierende Verwobenheit von Gender und Medien entkräftet den Verdacht, dieser Reader diene wie viele andere dem Überhöhen einzelner Positionen, ohne in sich und in Form des Editierens eine eigene kritische Note zu entwickeln. Einzig die Hintanstellung von Agencys verwirrt vor dem Hintergrund, dass mit einer solchen Note nicht nur repräsentiert, sondern auch interveniert wird. Das könnte aber auch als Hinweis darauf gelesen werden, dass es sich durchaus lohnen kann, das Feld von hinten aufzurollen.

Die Textauswahl umfasst neben klassisch zu nennenden Texten wie »Visual Pleasure and Narrative Cinema« (Laura Mulvey) und »White: Essays on Race and Culture« (Richard Dyer) und solchen, deren Autor\_innen breite Debatten angestoßen haben - bell hooks, Luce Irigaray, Donna Haraway, um nur einige zu nennen -, auch aktuellere oder unbekanntere Texte, die in dieser Neuzusammenstellung Diskussionen erst anstoßen könnten. Das trifft weniger auf die ersten beiden Themenblöcke Feministische Filmtheorie« und Repräsentationskritik zu, werden in diesen die Kani eher verhalten um Archive des Nicht-Gesehenen (S.117) oder Unvermuteten erweitert. Der Block zu den Technowissenschaften hingegen bietet in der Zusammenstellung Ausblicke auf zukünftige Debatten. Hier sei auf Isabelle Stengers verwiesen, deren Text in die Zukunft einer queer-feministischen Medienwissenschaft verweist, die von der »Wahrheit des Relativen« (S.322) Ausgang nimmt und in den Laboren nicht das Projekt der Autonomisierung der Techniker\_innen untersucht, sondern den Eigensinn im Praktizieren.

Der Anspruch, Wechselbeziehungen von Gender und Medien deutlich zu machen, gelingt auch an Stellen, an denen beispielsweise ein medienwissenschaftlicher ›Klassiker wie Marshall McLuhan zwar vertreten ist, jedoch mit Textausschnitten zu medial-vergeschlechtlichten Konstruktionen, die nicht zu seinen meistzitierten gehören. Durch die Zusammenstellung von solchen Texten, die eher dem Gender-, und solchen, die eher dem Medienfeld zugeordnet werden, werden somit neue Querverbindungen gezogen, die auf in ihrem Feld kanonisierte Texte ein neues Licht zu werfen vermögen. Die Perspektive etwa auf Christina von Brauns Ausführungen zur vergeschlechtlichten Geschichte der Typographie in »Das Geschlecht der Zeichen«

gewinnt durch die Platzierung zwischen McLuhans »Liebes-Göttinnen« und Lynn Spigels erstmals übersetztem Artikel zu portablen Fernsehgeräten, Raum und Geschlecht sowie Paul B. Preciados »Pornotopia« an medienkritischer Zuspitzung. Zugleich werden damit bereits vorbestehende Überschneidungen der Forschungsfelder und historische Vorläufer der Verknüpfung deutlich, ist doch der Aufsatz von Brauns bereits 1998 in der Zeitschrift »metis« in dem Heft »Medien und Gender« erschienen.

Darüber hinaus werden viel diskutierte Theoretisierungen wie solche im Kontext des *new materialism* durch das Zusammendenken mit medienwissenschaftlichen Positionen noch einmal anders in den Fokus gerückt. Andrea Seiers Einleitung zur Sektion Agency etwa reproduziert nicht etwa zum wiederholten Mal die Erkenntnisse post-poststrukturalistischer Perspektiven auf Materialität. Vielmehr durchdenkt sie beispielsweise Karen Barads Theoretisieren von Materie und Agency mit Fragen nach medialer Repräsentation, Produktion und Rezeption und überträgt damit nicht nur die Relevanz von Barads Thesen in ein anderes Feld, sondern generiert neue Fragen, die beide Felder verschmelzen lassen.

Insofern ist der Reader eben tatsächlich nicht eine weitere Textsammlung zu Gender- und Medien-Forschung, sondern bietet eine Neuartikulation alter Debatten und ein produktives Mit- und Gegeneinanderlesen von Diskursen, die zwar schon vorher verschränkt, aber unter dem neuen Label der »Gender & Medien-Forschung« (exemplarisch S. 506) noch einmal anders hervortreten. Die bad feminists unter uns können sich also auf eine spannende Lektüre freuen.

Kathrin Peters/Andrea Seier (Hg.): Gender & Medien-Reader. Zürich, Berlin: Diaphanes 2015, 600 S., Broschur, zahlr. Abb.